

JAZZ Die Genfer Harfenistin **Julie Campiche entdeckte mit 20 Jahren den Jazz: Mit der Harfe verleiht sie diesem eine eigene Textur. Das Konzert ihrer Band sticht heraus aus der Reihe fetter Grooves am Be-Jazz-Sommer.**

Die Sommerferien neigen sich dem Ende zu. Die Stadt füllt sich langsam wieder mit Leben. Und wie jedes Jahr steht die Konzertreihe Be-Jazz-Sommer auf dem Rathausplatz an. Zwischen dem 1. und dem 5. August hinterlässt der Jazzclub aus den Vidmarhallen im Herzen der Stadt seine musikalische Visitenkarte – auch mit der Absicht, dass sich der eine oder andere neugierig gewordene Besucher später einmal im Club blicken lässt. Das Programm ist deshalb jeweils darauf angelegt, möglichst breit zu gefallen. Das bedeutet eine gewisse Groovelastigkeit: Der Afro-Fusion-Sound von Amagong zum Auftakt am Dienstag gehört in diese Kategorie, wie auch Christian Niederers Plan am zweiten Festivalabend und das Ivy-Trio am Freitag. Mama Magnet, die das zweite Freitagabendkonzert bestreiten, bewegen sich mit ihrem Jazz-Rap in ähnlichen Gefilden.

Der Samstag ist dann quasi der Nostalgieabend mit zwei «Reunion»-Konzerten: Um Benedikt Reising's Die Pilze war es schon seit längerer Zeit ruhig. Und an Anton Brüsche's Trio Pünktchen und Anton mögen sich wohl nur noch jene Konzertgänger erinnern, die in den 80er-Jahren in den Berner Konzertlokalen verkehrten.

Klänge statt Grooves

Es fehlt noch der Donnerstagabend in dieser Aufzählung. Und dieser hebt sich in mehrfacher Hinsicht vom Rest des Programms ab: Erstens setzt das Ju-



Schätzt den kreativen Umgang mit Kompositionen im Jazz: Die Harfenistin Julie Campiche (34).

zvg / Gerald Langer

Die perfekte Textur des Klangs

lie Campiche Quartet mehr auf Klänge denn auf Grooves. Zweitens steht mit der Harfe ein Instrument im Zentrum, das man so gut wie nie antrifft im Jazz. Und drittens ist es die einzige von einer Frau geleitete Band: Mit Ausnahme der Saxophonistin Fabienne Hoerni vom Ivy Trio stehen während der ganzen fünf Abende ausschliesslich Männer auf der Bühne.

Steht eine Harfenistin auf der Jazzbühne, so drängen sich zwei Fragen auf: Wie kommt man als

«Der Klang der Harfe liegt zwischen der Gitarre und dem Piano, den beiden häufigsten Harmonieinstrumenten einer Jazzband.»

Julie Campiche

Harfenistin zum Jazz? Und überhaupt; warum entscheidet man sich für dieses sperrige Instrument statt für die handliche Geige, die Gitarre oder das Saxofon?

Julie Campiche lacht über die Fragen. Zu oft sind sie ihr schon gestellt worden. Ihr Instrument entdeckte sie mit etwa 7 Jahren. Nach einem Opernbesuch mit der Schule wollte sie unbedingt Harfe spielen, erzählt sie. Die Eltern sagten «Jaja» und hofften, dass es bloss eine Phase sei, die vorübergehe. Weil sie jedoch insistierte, gaben die Eltern irgendwann nach. Es folgten Musikschule und Studium am Konservatorium in Genf – in klassischer Harfe, versteht sich. So weit, so normal.

Der entscheidende Wendepunkt kam später, als die Genfe-

rin den Jazz entdeckte. Sie war etwa 20 Jahre alt und sprang für ihre Lehrerin ein in einer Big Band. Als sie auf der Bühne stand, merkte Campiche: «Genau das ist es, was ich machen will! Ich entdeckte den Jazz und die Improvisation direkt auf der Bühne.»

Kaum Vorbilder

Für Campiche begann das Musikstudium von vorne, wie sie sagt. «Als Jazzmusikerin hast du einen anderen Zugang zur Musik: Du lernst, zu verstehen, wie die Musik konstruiert ist. Und du gehst anders um mit Kompositionen: Sie dienen dir als Ausgangsmaterial, das du manipulierst.» Dazu kommen andere Spieltechniken. Und da tut sich einem als Harfenistin im Jazz ein weites, unbesetztes Feld auf, gerade weil es so gut wie keine Vorbilder gibt, an denen man sich orientieren kann.

Die heute 34-Jährige sieht die Harfe als ideales Instrument für den Jazz. «Der Klang der Harfe liegt zwischen der Gitarre und dem Piano und damit zwischen den beiden häufigsten Harmonieinstrumenten der Rhythmusektion einer Jazzband. Gleichzeitig erlaubt das Instrument, eine ganz eigene Textur des Klangs zu kreieren», erklärt sie.

Und genau diese Textur von Klängen steht im Zentrum der Musik des Julie Campiche Quartet. Damit zeigen Campiche und ihre drei Mitmusiker Leo Fumagalli (Saxofon), Manu Hagmann (Bass) und Clemens Kuratle (Schlagzeug) an diesem Abend des Be-Jazz-Sommers exemplarisch, dass Jazz auch ganz anders klingen kann als nach fetten Grooves.

David Loher

Be-Jazz-Sommer: Di, 1., bis Sa, 5. August, Rathausplatz Bern. Konzertbeginn jeweils um 20.15 Uhr. **Konzert Julie Campiche Quartet:** Mittwoch, 3. August, 20.15 Uhr. Info: www.bejazz.ch

Rebellion in der Seele eines Handys

KINO Sony Pictures erzählt mit «The Emoji Movie» die alte Hollywoodgeschichte vom Anderssein im Handygewand. Pffiffig ist das nicht, unterhaltsam aber schon.

Emojis sind ein Phänomen. Ende der 90er-Jahre tauchten die kleinen, rundlichen, sonnengelben oder schokoladenbraunen, lachenden, weinenden, zwinkernenden, die Zunge rausstreckenden oder sich die Hände vors Gesicht haltenden Piktogramme erstmals in Textnachrichten auf. Heute sind sie daraus nicht mehr wegzudenken.

Doch damit nicht genug. Musikvideos werden mit ihnen gedreht. Klassiker der Weltliteratur wie «Moby Dick» werden in die Emoji-Sprache übersetzt. Erst kürzlich stellten Emoji-Fans anlässlich des Welt-Emoji-Tages einen Guinness-Weltrekord auf, indem sie sich in Dubai, Moskau, London und São Paulo als Emojis verkleideten. Und einen Emoji-Film gibt es jetzt auch.

Aber wie kann man einen Film über Emojis drehen? Die machen doch nichts, ausser immer nur ein und dieselbe Grimasse schneiden.

Austauschbar Szenarien

Auf diese durchaus spannende Frage präsentieren die Produktionsfirmen Columbia Pictures und Sony Pictures Animation die denkbar langweiligste Antwort. Sie erzählen einfach die gleiche Geschichte, die in Hollywoods Animationsfamilienkino seit Jahren die Runde macht. Egal, ob «Happy Feet», «Lego Movie» oder «Moana», sie alle handeln von Aussenseitern, die aus ihrem tristen, einförmigen Alltag ausbrechen. Der Individualismus schlägt sich in den austauschbaren Szenarien dieser Streifen freilich nur bedingt nieder. Ihre Botschaften gleichen sich so sehr, als basierten sie alle auf demselben Skript. «The Emoji Movie» macht da keine Ausnahme.

Gene (Originalstimme: T. J. Miller), der Held des Filmes, lebt

Mit dem Emoji «Happy Face» aus dem Unicode 6.1 liesse sich der Film am besten beschreiben.

in Textopolis, einer geheimen Welt im Innern eines Natels. Anders aber als seine Freunde, der fröhliche, naschüchtige Hi-5 (James Corden) oder die rotzfreche Jailbreak (Ilana Glazer), verfügt er über mehr als nur einen Gesichtsausdruck. In der Aussenwelt führt das zu einem wilden Durcheinander, als der Teenager Alex (Jake T. Austin), in dessen Telefon sich Textopolis verbirgt, seiner Schulflechte Addie (Tati Gabrielle) ein «cooles» Emoji schicken will, Gene das aber gründlich vermasselt.

Immer noch lustig

Richtig bedrohlich wird es, als Alex beschliesst, sein Mobiltelefon löschen zu lassen, was das Ende von Textopolis bedeuten würde. Mit seinen Freunden bricht Gene daraufhin zu einer waghalsigen Rettungsaktion auf, die aus dem Smartphone heraus in die sagenumwobene Cloud führt.

Mit dieser aus «Inside Out», «Smurfs: The Lost Village» und «Toy Story» zusammengestrickenen Handlung gelingt den Drehbuchautoren um Regisseur Tony Leondis («Igor») ein abwechslungsreiches, kunterbuntes Abenteuer für die ganze Familie wie es schon Dutzende zuvor gab. An den Charme von «Toy Story» oder «Inside Out» reicht «The Emoji Movie» allerdings nicht heran. Wollte man den Film mit einem Emoji beschreiben, dann wohl am ehesten mit dem «Happy Face» aus dem Unicode 6.1: schon tausendmal gesehen, aber irgendwie immer noch lustig.

Stefan Volk

Auf, auf zum fröhlichen Jagen

KRIMI Ingrid Noll hat zum Halali geblasen. Was das bedeutet, ist wohl jedem Fan der bekannten Krimiautorin klar: **Touge Frauen hat das Jagdfieber gepackt. Im Visier? Die Männer!**

Einmal mehr lebt die 81-jährige Ingrid Noll ihren schwarzen Humor, ihren Traum von Abenteuern, Ausbrüchen aus der Normalität und Verletzungen von Tabus literarisch aus. In ihrem neusten Buch «Halali» lässt sie Holda und Karin im Bonn der Fünfzigerjahre Dinge erleben, die keiner den beiden jungen Damen, die als Sekretärinnen im Innenministerium arbeiten, zutrauen würde.

Geheimnis der grauen Maus

Die beiden Mädchen – kaum volljährig – haben eigentlich dasselbe Ziel wie fast alle Altersgenossinnen ihrer Zeit: Einen möglichst betuchten Mann finden, heiraten und Kinder kriegen. Im Innenministerium erhoffen sich beide die richtigen Kontakte, was leider ein Trugschluss ist. In den Nachkriegsjahren sind ledige Männer, wenn nicht gerade kriegsversehrt und traumatisiert, ziemlich rar.

Der eine, der verfügbar wäre, ist das männliche Pendant zu einer grauen Maus: der Jäger. Zumindest heisst er so. Zudem zieht er als Untermieter bei Karins Tante ein, bei der auch sie ein Zimmer hat. Wider Willen laufen die Mädchen dem Jäger nun öfter über den Weg, als ihnen – und sicher auch ihm – lieb ist.

Der Jäger ist ein Einzelgänger. Und so trifft es die Mädchen wie

ein Blitz, als sie ihn mit einem seltsamen Mann beobachten, der kurze Zeit später tot aus dem Rhein gefischt wird. Das ist der eigentliche Beginn einer haarsträubenden Geschichte, die man durchweg lächelnd liest – obwohl es ausser diesem Toten noch weitere geben wird und obwohl wie immer die Moral über Bord geworfen und auch mal die grosse Politik gestreift wird.

Ein moralinfreier Spass

Im gewohnt unschuldig-lässigen Plauderton berichtet Noll alias Holda von Ausbrüchen aus der Bürgerlichkeit, die man ganz unverbrämt auch als Verbrechen bezeichnen kann. Sie wolle weder moralisieren noch eine Ideologie vertreten, sondern einfach gut unterhalten, rechtfertigt die Autorin die meist ungesühten Taten ihrer Protagonisten. Ihre Bücher seien Menschengeschichten mit kriminellen Überraschungen, «schliesslich will ich beim Schreiben auch Spass haben».

Und die Leserschaft natürlich auch: Junge Frauen, die der Spiessigkeit der Fünfzigerjahre zu entfliehen suchen, sich über Konventionen und Gesetze hinwegsetzen, ein Handlungsrahmen, der eine Brücke von den Anfängen des deutschen Wirtschaftswunders bis zum digitalen Zeitalter schlägt, und schräger Humor in allen Schattierungen sind eine gut bekömmliche Mischung und sorgen ganz einfach für gute Laune.

sda

Ingrid Noll: «Halali», Diogenes, 320 Seiten.



Die Gefühle mucksen auf: Emojis manipulieren die Aussenwelt.

zvg/Sony

Der Film läuft ab 3. 8. im Kino.